basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Französischsprachige in Basel

Autor(en): Georges Lüdi

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1991

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/9b9e7c01-1ec7-4a36-95c5-8d02cd904208

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Georges Lüdi

Französischsprachige in Basel

Mehrsprachige Kommunikation in einer einsprachigen Stadt

Basel als mehrsprachige Stadt?

Nach gängiger schweizerischer Praxis gehört Basel zum Deutschen Sprachgebiet und gilt aufgrund des allgemein akzeptierten Territorialitätsprinzips als einsprachig deutsch. Dies gilt allerdings nur teilweise. Zum einen nennt jeder fünfte Einwohner des Stadtkantons eine andere ‹Muttersprache› als Deutsch (gemäss Volkszählung 1980). Zum andern sprechen die Baslerinnen und Basler Dialekt und sind deshalb, wie Hugo Loetscher vor einigen Jahren ausführte, «zweisprachig in der eigenen Sprache». Diese Tatsache macht vor allem den fremdsprachigen Zuzügern zu schaffen, die sich nicht bloss mit einer, sondern gleich mit zwei Sprachen konfrontiert sehen. Der Dialekt wird dann schon auch mal als Manie empfunden, wie die folgende Aussage eines Westschweizers zeigt: «Cette spécificité que les Suisses allemands veulent montrer à outrance, pour nous, c'est quand même une troisième langue, ça il faut pas l'oublier!» Das offiziell einsprachige Basel ist mit andern Worten gleich in doppelter Hinsicht der Schauplatz mehrsprachiger Kommunikationsereignisse.

Unter den Fremdsprachigen Basels befinden sich etwa 7000 Französischsprachige. Darunter waren im Jahre 1988 2805 ‹Migranten›, d.h. Welschschweizer und Ausländer, welche mit 15 Jahren oder später zugewandert sind (gemäss Einwohnerkontrolle Basel-Stadt). Das Sprachverhalten und die Sprachvorstellungen dieser frankophonen Migranten waren von 1986–1990 Gegenstand einer Studie im Rahmen des Schweizerischen Nationalfonds, welche sich gleichzeitig auch auf mehrere andere Sprachgruppen in andern Schweizer Städten erstreckte.

Diese Arbeit ist nicht nur von wissenschaftlichem Interesse. Der amerikanische Sprachforscher Uriel Weinreich bemerkte schon 1953, dass Sprachen nicht an einem geographischen Ort in Kontakt treten, sondern im zweisprachigen Individuum selbst. In diesem Sinne meinen wir, dass die Untersuchung des Alltagslebens der Binnenwanderer besonders geeignet ist, der Frage des Zusammenlebens der Sprachen und Kulturen in der Schweiz nachzugehen. In der Tat schlagen sie in ihrer alltäglichen Sprachpraxis Brücken zwischen den Sprachregionen und veranschaulichen damit, wie die Kommunikation zwischen den Menschen in diesem Land funktioniert.

In unserem Forschungsprojekt[1] sollte unter anderem geklärt werden, wie, wie stark und warum sich das sprachliche Repertoire, das Sprachverhalten und die Sprachvorstellungen im Anschluss an einen Umzug in ein anderes Sprachgebiet verändern. Wir haben dazu sowohl die qualitative Methode von längeren offenen Einzelinterviews und von Tonbandaufnahmen von Sprachproben als auch die quantitative Methode einer repräsentativen Umfrage unter den in Basel ansässigen frankophonen Zuzügern und Zuzügerinnen angewandt.

Aufgrund der Analyse der gesammelten Daten haben wir heute Antworten auf einige der Fragen, die in unserem Land hinsichtlich der Binnenmigration, des Zusammenlebens von verschiedenen Sprachen und Kulturen und der Beziehungen zwischen den drei grössten Sprachgebieten aufgeworfen werden: Ist es einfach, sich in einem anderen Sprachgebiet niederzulassen? Muss man unbedingt die dort gesprochene Sprache lernen? Wie kann man sich seine Muttersprache erhalten? etc. Im folgenden beschränken wir uns auf die Basler Situation.

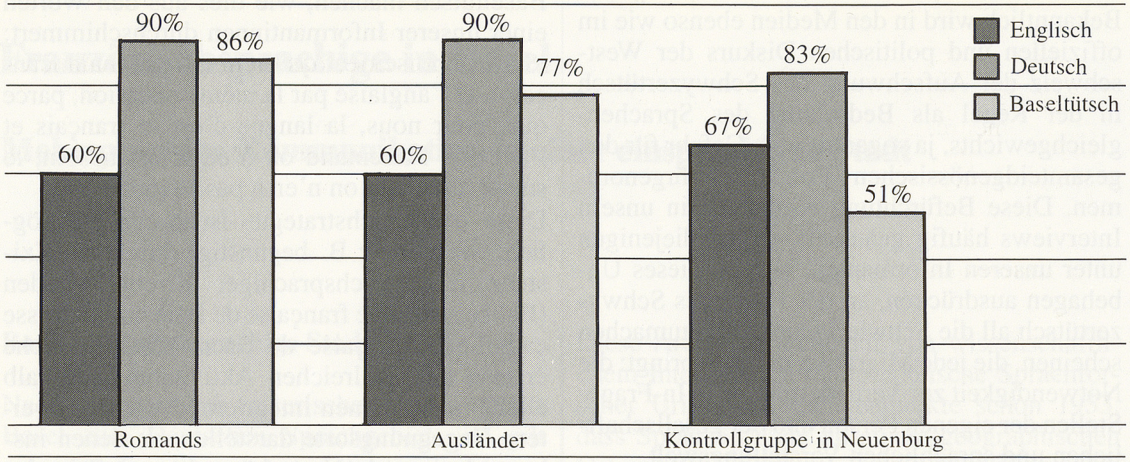
Die Migranten angesichts des Dialekts

Bekanntlich wird in den Medien ebenso wie im offiziellen und politischen Diskurs der Westschweiz der Aufschwung des Schwyzertütsch in der Regel als Bedrohung des Sprachengleichgewichts, ja sogar als eine Gefahr für den gesamteidgenössischen Frieden wahrgenommen. Diese Befürchtung wird auch in unsern Interviews häufig geäussert, wobei diejenigen unter unseren Informanten, welche dieses Unbehagen ausdrücken, an der Frage des Schwyzertütsch all die Schwierigkeiten festzumachen scheinen, die jede Migration mit sich bringt: die Notwendigkeit zur Veränderung, zum In-Frage-Stellen der eigenen Person und der gesellschaftlichen und sprachlichen Vorstellungswelt.
In der Tat stellt der Dialekt gerade auch für die Französischsprachigen ein konkretes Hindernis dar, das sie in Entsprechung zur sprachlichen Situation und mit jenen sprachlichen Vorstellungsmustern zu interpretieren suchen, die ihnen aus ihrer Herkunftsregion geläufig sind. Im Grunde aber muss der Französischsprachige, der sich in der Deutschschweiz niederlässt und das Schwyzertütsch verstehen will, seine Beziehung zur Sprache überhaupt neu definieren. Diese Beziehung, die sehr oft mythische Züge annimmt, gründet auf der Wahrnehmung des Französischen als einer streng normierten und sehr homogenen Ganzheit (was die französische Sprache natürlich in Wirklichkeit nicht ist). Ohne eine Neudefinition des Verhältnisses zur Sprache setzt der Frankophone die alemannischen Dialekte nun mit dem gleich, was bei ihm zuhause ‹patois› heisst, und damit wird er dem Schwyzertütsch all jene meist negativ besetzten Bedeutungen zuschreiben, die für die frankophone Kultur in diesem Begriff mitschwingen. Daraus resultiert ein scheinbar unüberwindliches Unverständnis für die Deutschschweizer Situation, was wiederum dazu führt, dass alle Migrationsschwierigkeiten auf den Dialekt projiziert werden: Der Dialekt – der aus dem Rahmen der erworbenen Schemata fällt – bietet sich als idealer Sündenbock an.

Der Dialekt im Alltag der Migranten

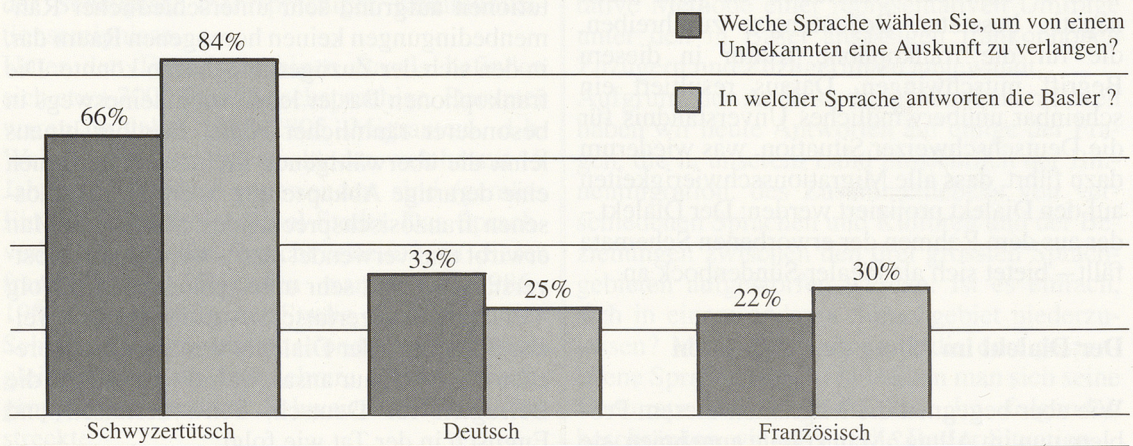
Wie aber begegnen die Migranten diesem Problem nun im Alltag? Man könnte annehmen, sie würden zunächst einen grossen Bogen um das Baseltütsch machen, wie dies aus den Worten einer unserer Informantinnen durchschimmert: «Ici, heureusement qu'on a notre colonie française, et l'anglaise par la même occasion, parce que, pour nous, la langue c'est le français et l'anglais, l'allemand on n'en a pas besoin, le suisse allemand on n'en a pas besoin.»
Diese ‹Ausweichstrategie› ist in der Tat möglich. Sie wird z. B. begünstigt durch die Existenz französischsprachiger Kirchgemeinden (Eglise réformée française de Bâle und Paroisse catholique française du Sacré-Cœur), welche erstens mit zahlreichen Aktivitäten innerhalb aller Frankophonen integrierend wirken, zweitens Begegnungsorte darstellen, an denen insbesondere auch Neuankömmlingen Orientierungshilfen angeboten und angetragen werden, welche allerdings durch ihre Einbindung in die deutschsprachigen Landeskirchen auch Brükkenfunktionen zwischen Frankophonen und Germanophonen ausüben. Weitere wichtige Anlaufstationen für die Frankophonen sind ein französischsprachiger Kindergarten und eine französische Primarschule, zahlreiche Vereinigungen wie die Société de Couture des Dames françaises, die katholische Arbeitsgruppe Foi et Education, die Société d'Etudes françaises, der Cercle fribourgeois, etc. Zu nennen sind noch die Möglichkeit des Empfangs mehrerer französischsprachiger Radio- und Fernsehprogramme und nicht zuletzt die Nähe der französischen Grenze und die Präsenz tausender französischsprachiger Grenzgänger/innen in den Betrieben und Ladengeschäften.
Freilich stellen die französischsprachigen Institutionen aufgrund sehr unterschiedlicher Rahmenbedingungen keinen homogenen Raum dar, in den sich der Zuzüger integrieren könnte. Die frankophonen Basler leben auch keineswegs in besonderer räumlicher Nähe. Darüber hinaus lehnt die überwältigende Mehrheit unter ihnen eine derartige Abkapselung in einem geschlossenen französischsprechenden Milieu ab. Man erwirbt und verwendet also – wenn auch selbstverständlich mit sehr unterschiedlichem Erfolg – etwas Schwyzertütsch. Auf die Frage «Welche Sprachen oder Dialekte verstehen und sprechen Sie, auch nur ansatzweise?» antworten die Befragten für Deutsch, Schwyzertütsch und Englisch in der Tat wie folgt:

Einfache kommunikative Kompetenz Abb. 1



Auch wenn der Ausdruck ‹nur ansatzweise› mehrdeutig ist, kann man sehen, dass das Schwyzertütsch einen erstaunlich hohen Prozentanteil erreicht, der höher ist als der des Englischen, dies in deutlicher Abweichung von der Kontrollgruppe in Neuenburg. Anders ausgedrückt ist das Schwyzertütsch, welches als Idee so schwer zu begreifen schien, in der Praxis nicht unzulänglich. Ja, es ist kaum möglich, dem Schwyzertütsch ganz zu entkommen, da man in der Deutschschweiz mit Schriftdeutsch gewissen kommunikativen Anforderungen einfach nicht gerecht werden kann. Dabei lernt man Schwyzertütsch weniger in Sprachkursen (bloss einer unter 20 hat einen Dialektkurs besucht) als im Alltag, so dass die Korrelation zwischen Dialektkenntnissen und Aufenthaltsdauer signifikant positiv ist. Der Druck, Schwyzertütsch zu lernen (zumindest Hörverstehen) erscheint in zahlreichen Anekdoten: «Il y avait les fameux ‹Elternabend› ou ce qu'ils appelaient les ‹Zsammehocke›. Ça c'était quelque chose d'affreux pour moi (...), je ne comprenais vraiment rien du tout, mais je vous assure, mais pas un mot, parce que c'était tout en ‹Baseltütsch›.» Dieser Druck wird auch durch die Abbildung 2 erhärtet, welche einerseits andeutet, wie eine Mehrheit der Migranten mit der Verwendung des Schwyzertütsch einem Unbekannten gegenüber die Erwartungshaltung der Basler einschätzt, anderseits aber klarmacht, dass die Basler mit noch höherer Frequenz auf Schwyzertütsch antworten, hingegen dem Deutschen gegenüber ausweichend reagieren!

Sprachenwahl mit einem Unbekannten Abb. 2

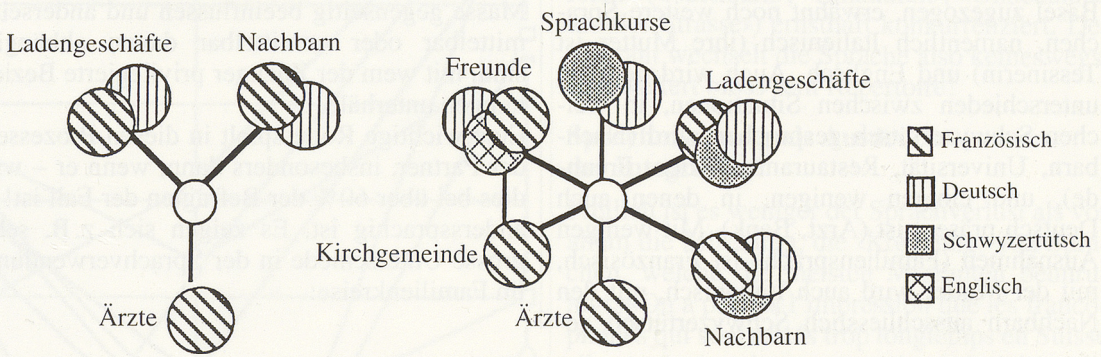


Kenntnisse des Schwyzertütsch sind anderseits auch viel deutlicher mit der Integration in Basel korreliert als Deutschkenntnisse, was das folgende Zitat bestätigt: «Si un Romand veut faire son intégration avec les Suisses allemands, il devrait se mettre dans le turnverein du coin (...) faire son jass dans le stamm du coin.» Natürlich wird sowohl im Turnverein wie am Stamm Schwyzertütsch gesprochen…

Neue Kommunikationsgewohnheiten

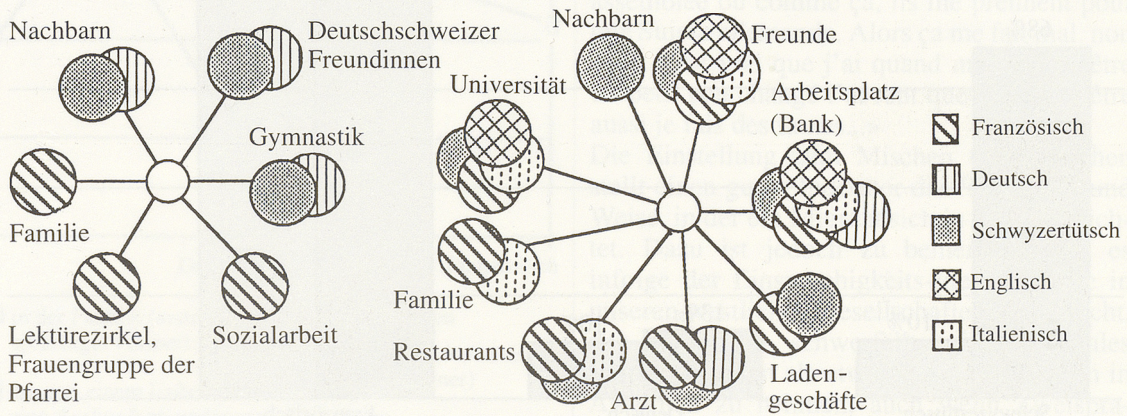
Bei der Umgestaltung des Repertoires geht es aber nicht nur darum, neue Sprachvarietäten zu erlernen, sondern auch darum, seine kommunikativen Gewohnheiten der neuen Umgebung anzupassen. Der Rahmen für diese Veränderungen wird durch die Art und Weise bestimmt, wie sich der Einzelne in die Basler Gesellschaft einfügt, besonders aber durch das Netzwerk sozialer Kontakte, das er in der Aufnahmeregion knüpft. Die Anpassung des Sprachverhaltens an die neue Situation wird in diesem Netzwerk in neugestalteten Vorstellungen sozial verankert. Eine entscheidende Rolle kommt dem Verhalten der in dieses Beziehungsgeflecht aufgenommenen Baslerinnen und Basler bzw. Nicht-Baslerinnen und Nicht-Basler zu (welche natürlich ganz unterschiedliche Zugänge zu Basel eröffnen). Abbildung 3 zeigt, wie sich das Netzwerk (wie es von einer Informantin selbst gezeichnet wurde) inne rt zweier Jahre erweitert und wie der Dialekt eingebaut wird:

in den ersten Monaten **nach zwei Jahren** Abb. 3



Dabei können sehr beträchtliche Unterschiede bestehen in der Art und Weise, wie die Betroffenen ihr Sprachverhalten schildern, wie dies Abbildung 4 deutlich macht:

Netzwerk von Frau R. **Netzwerk von Corinne W.** Abb. 4



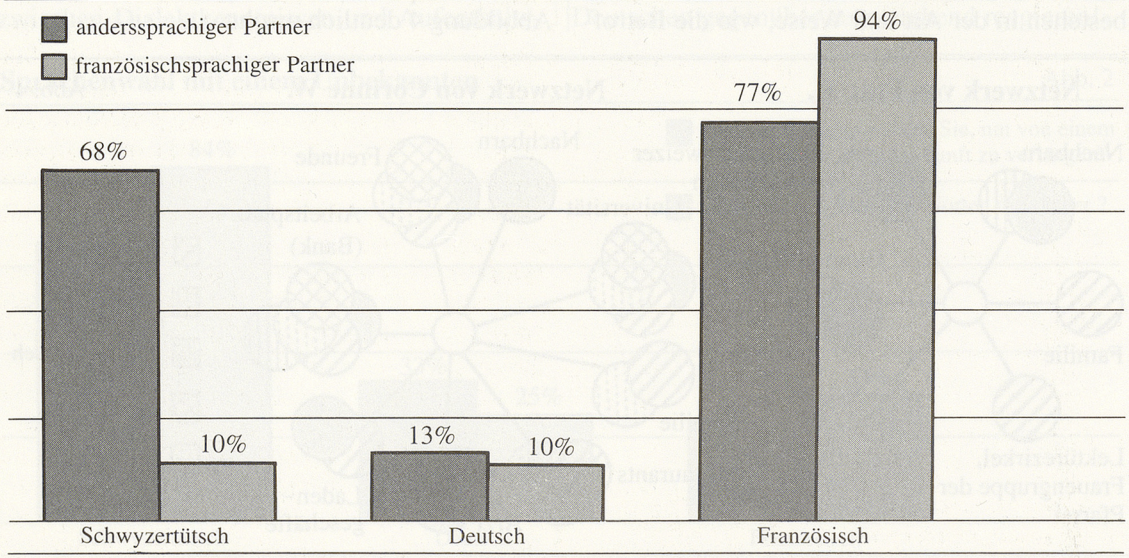
Frau R., eine etwa 50jährige Neuenburger Hausfrau, zusammen mit ihrem Ehemann, der in der chemischen Industrie beschäftigt ist, vor 17 Jahren aus ihrem Heimatkanton zugezogen, unterscheidet ganz strikt zwischen ‹deutschen› und ‹französischen› Situationen: Deutsch spricht sie im Turnverein, mit ihren Deutschschweizer Freundinnen und mit den Nachbarn; Französisch zu Hause, im Lektürezirkel und im Umfeld der Pfarrei, wo sie in einer Frauengruppe und in der freiwilligen Sozialhilfe mitmacht. Frau R. macht anderseits keinen Unterschied zwischen der Verwendung von Deutsch und Schwyzertütsch, welche unterschiedslos an denselben Orten verwendet werden. Drittsprachen werden nicht erwähnt.

Caroline W., eine Waadtländer Studentin und Börsenangestellte Mitte 20, mit einem Westschweizer verheiratet, vor ca. 5 Jahren nach Basel zugezogen, erwähnt noch weitere Sprachen, namentlich Italienisch (ihre Mutter ist Tessinerin) und Englisch. Auch wird deutlich unterschieden zwischen Situationen, in welchen Schwyzertütsch gesprochen wird (Nachbarn, Universität, Restaurants, Läden, Freunde), und einigen wenigen, in denen auch Deutsch präsent ist (Arzt, Bank). Mit wenigen Ausnahmen (Familiensprache ist Französisch, mit der Mutter wird auch Italienisch, mit den Nachbarn ausschliesslich Schwyzertütsch gesprochen) sind an den meisten Knoten des Netzes mehrere Sprachen möglich; insbesondere wird Französisch auch ausserhalb der engen Grenzen der Familie und der frankophonen Institutionen verwendet (Läden, Restaurants, Universität).

Wie sind derartige Unterschiede zu erklären? Jede Migration bringt eine grundlegende Erschütterung der Lebenswelt des Betroffenen mit sich. Ein Netzwerk von sozialen Beziehungen wird zurückgelassen, darunter die meisten der privilegierten Gesprächspartner, welche in der Konstruktion und Stabilisierung der sozialen Wirklichkeit eine entscheidende Rolle spielten. Eine neue Lebenswelt entsteht im Rahmen des in Basel neu geknüpften Beziehungsgeflechts. Dies geschieht auf sehr unterschiedliche Art und Weise, wobei Sprachverhalten und Sprachvorstellungen sich in einem gewissen Masse gegenseitig beeinflussen und anderseits mittelbar oder unmittelbar davon abhängig sind, mit wem der Zuzüger privilegierte Beziehungen unterhält.

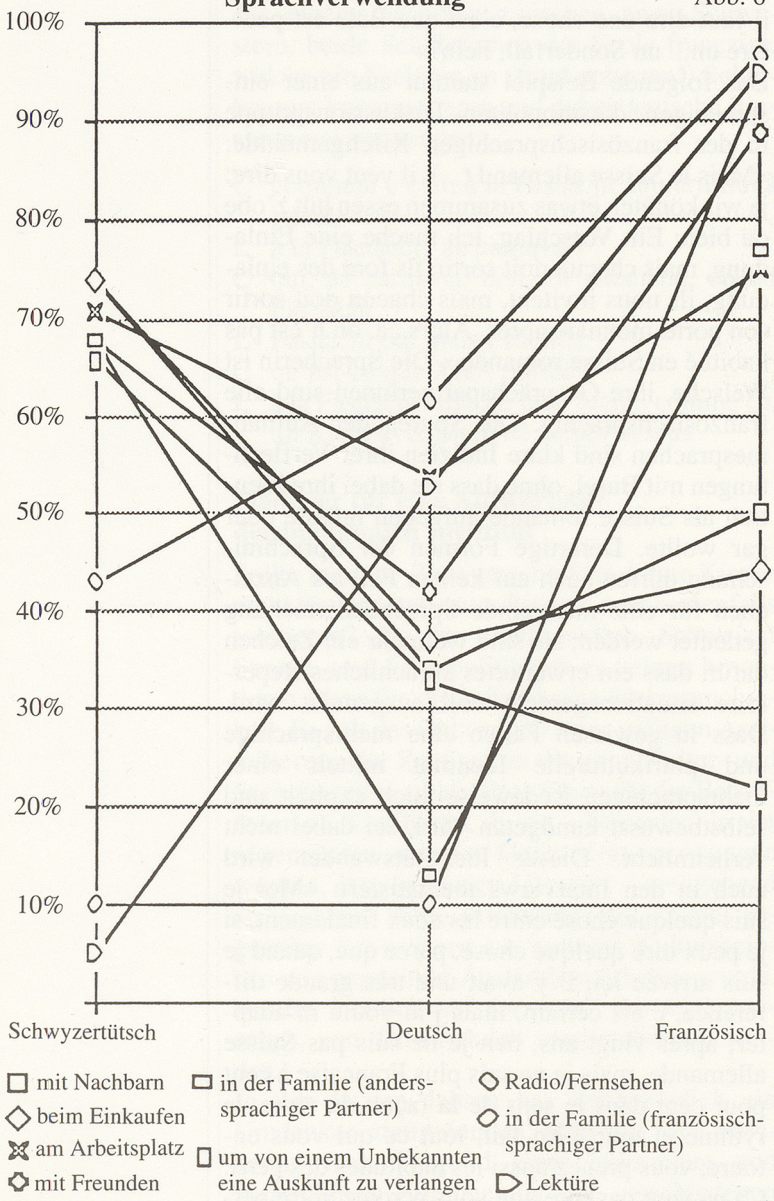
Eine wichtige Rolle spielt in diesen Prozessen der Partner, insbesonders dann, wenn er – wie dies bei über 60% der Befragten der Fall ist! – anderssprachig ist. Es zeigen sich z. B. sehr grosse Unterschiede in der Sprachverwendung im Familienkreise:

Sprachverwendung in der Familie Abb. 5



Diese Unterschiede finden sich natürlich auch in anderen Kommunikationsereignissen (mit Freunden, mit den Kindern, mit den Nachbarn etc.) wieder und beeinflussen nachhaltig die Spracheinstellungen.
Wie verteilen sich denn generell die verschiedenen Sprachen auf die Kommunikationsereignisse? Hier die Werte für die drei am häufigsten genannten Sprachen: Französisch, Deutsch und Schwyzertütsch:

Sprachverwendung Abb. 6



Die meisten unserer Informanten und Informantinnen geben an, mit Nachbarn, beim Einkaufen, innerhalb der nicht rein französischsprachigen Familie, am Arbeitsplatz und beim Erfragen einer Auskunft von Unbekannten häufig Dialekt zu verwenden. Die Werte für Deutsch liegen konsequent tiefer als für Schwyzertütsch mit zwei bezeichnenden Ausnahmen: ‹Lektüre› und ‹Radio/Fernsehen›. Dies deutet darauf hin, dass die Zuzüger und Zuzügerinnen nicht nur etwas Dialekt lernen, sondern auch richtig mit der Diglossie (Mündlich: Schwyzertütsch/Schriftlich: Deutsch) umzugehen wissen. Französisch dominiert im ‹privaten Bereich› (‹Elektronische Medien›, ‹Lektüre›, ‹Familie›, ‹Freunde›) klar, wird bei der Arbeit neben Deutsch und Schwyzertütsch sehr häufig eingesetzt und wird nur im ‹öffentlichen Bereich› (‹Nachbarn›, ‹Einkaufen›, ‹Unbekannte auf der Strasse›) ernsthaft konkurrenziert. Der Migrant wechselt die Sprache also keineswegs, er erweitert bloss sein Repertoire!

Sprachmischung als Ausdruck der Integration?

Freilich ist es weniger der Sprachverlust als vor allem die Mischung, die ‹Kreuzung› von Sprachen, welche die meisten Migranten beunruhigt. «On a parfois l'impression que les francophones qui sont restés trop longtemps en Suisse allemande, leur langue a tendance à s'abâtardir un petit peu.» Alles weist darauf hin, dass man das Sprachenmischen als ein Zeichen persönlicher Unsicherheit, ja einer Identitätskrise deutet: «Je vais faire une remarque qu'on me fait assez souvent au Jura, quand je vais à une assemblée ou comme ça, ils me prennent pour une Suisse allemande. Alors ça me fait mal, non mais c'est vrai que j'ai quand même peut-être un petit peu changé l'accent que j'ai, peut-être aussi je fais des fautes...»
Die Einstellung zum Mischen von Sprachen stellt einen guten Indikator dar für die Art und Weise, in der ein Migrant sich in Basel einrichtet. Dazu ist jedoch zu bemerken, dass es infolge der Einsprachigkeits-Ideologie, die in unseren westlichen Gesellschaften vorherrscht, den Befragten schwerfällt, ein bilinguales Sprachverhalten als etwas Positives für sich in Anspruch zu nehmen, auch wenn Zweisprachigkeit ständig gelebt wird und die ‹zweispra-

chige Rede› (d.h. das Wechseln und Mischen der Sprachen) eine geeignete, ‹normale› Antwort auf die Realität der Migration darstellt. Deshalb ist oft ein Widerspruch zwischen Einstellungen und Praxis zu beobachten, wie etwa im Fall jener jungen Genferin, deren Sprache viele Einsprengsel enthält, und uns dennoch sagte: «J'aime pas tellement (sc. mélanger les langues), mais c'est une question d'esthétique (...) on en vient tout de suite à une langue un peu dégénérée quand on utilise des mots allemands en français et réciproquement (...) ça m'donne l'impression que j'parle plus bien le français. Non j'aime pas.»

Im Zusammenhang mit Migration sollte man im übrigen nicht so sehr von Gewinnen oder Einbussen an Sprachkompetenz sprechen, sondern vielmehr von Restrukturierung, von interner Reorganisation des sprachlichen Repertoires. Letzteres, als die Summe der verfügbaren Kommunikationsmittel, hängt ab von den Situationen, in denen wir es anwenden, von den Gesprächspartnern, mit denen wir am meisten kommunizieren. Es erscheint logisch, vielleicht sogar wünschenswert, dass der Migrant im Hinblick auf seine Eingliederung in eine neue Umgebung sein Repertoire neu definiert. Es gibt zum Beispiel kaum einen Französischsprechenden, welcher der einsprachigen Kommunikation innerhalb einer Gemeinschaft gleicher sprachlicher Herkunft, z.B. in der Familie oder im Cercle fribourgeois, ausweicht. Viele unserer Informantinnen und Informanten haben – und suchen – auch im Basler Alltag derartige Gelegenheiten. Dabei treffen sich freilich häufig Frankophone unterschiedlicher Herkunft (Franzosen, Belgier, Westschweizer, Kanadier) im Rahmen von offenen, kosmopoliten Beziehungsnetzen, z.B. in den kirchlichen Institutionen oder an den Anlässen der Société d'Etudes françaises. Bei diesen Kontakten werden regionale Eigenarten abgeschliffen, verwendet ein Neuenburger vielleicht ‹quatre-vingt› anstelle von ‹huitante›, vermeidet Regionalismen wie ‹cramine› und ‹s'encoubler›, nimmt seinen ausgeprägten ‹accent› zurück (oder verliert ihn gar mit der Zeit). Sein sprachliches Repertoire hat sich verändert.

Die Sprachmischung ist, so betrachtet, bloss ein anderer Ausdruck der neuen erlebten Wirklichkeit, zu ihr greift man etwa bei Begriffen, welche in der Herkunftssprache schwierig auszudrücken sind, oder manchmal – zugegeben – auch, um sich über eine Lücke im Wortschatz hinwegzuhelfen. Im nächsten Beispiel verwendet ein Romand in Basel die deutschen Begriffe ‹belastbar› und ‹Sonderfall›, weil sie ihm besonders geeignet erscheinen, seinen Gedanken präzise Ausdruck zu verleihen. Man bemerkt, wie er Vorsichtsmassnahmen ergreift, indem er den Übergang mit einer Art von Hinweiszeichen markiert: «Je pense que je suis assez, euh, belastbar comme on dit en allemand, hein? (...) il faut dire une chose, c'est que Bâle est peut-être un... un Sonderfall, hein?»

Das folgende Beispiel stammt aus einer einsprachigen, ‹kosmopoliten› Diskussionsgruppe in der französischsprachigen Kirchgemeinde: «Mais le Suisse allemand (...), il veut vous dire: ja wir könnten etwas zusammen essen hüt z'obe ou bien: Ein Vorschlag, ich mache eine Einladung, mais chacun doit sortir, ils font des einladung, ils nous invitent, mais chacun doit sortir son porte-monnaie après. Alors ça, on n'est pas habitué en Suisse romande.» Die Sprecherin ist Welsche, ihre Gesprächspartnerinnen sind alle französischsprachig. Die Spuren der Aufnahmesprachen sind klare Indizien ihrer Verflechtungen mit Basel, ohne dass sie dabei ihre Identität als Suisse romande aufgeben müsste oder gar wollte. Derartige Formen der Sprachmischung dürfen auch auf keinen Fall als Anzeichen für eine mangelnde Sprachbeherrschung gedeutet werden; sie sind vielmehr ein Zeichen dafür, dass ein erweitertes sprachliches Repertoire situationsgerecht voll ausgenutzt wird. Dass in gewissen Fällen eine mehrsprachige und plurikulturelle Identität mittels einer mehrsprachigen Redeweise auch explizit und selbstbewusst kundgetan wird, sei dabei nicht verheimlicht. Dieser Identitätswandel wird auch in den Interviews thematisiert: «Moi je suis quelque chose entre les deux finalement, si je peux dire quelque chose, parce que, quand je suis arrivée ici, il y avait une très grande différence, c'est certain, mais j'ai voulu m'adapter; après vingt ans, ben je ne suis pas Suisse allemande, mais je ne suis plus Française à cent pour cent dans le sens de la façon de vivre, le rythme et tout... En fait, tout ce qui vous entoure, vous prenez aussi les habitudes des gens. Ça ne veut pas dire que vous perdiez votre per-

sonnalité, mais, je veux dire, automatiquement vous avez un autre rythme.»
Um derartige Identitätsveränderungen und Identitätskrisen zu vermeiden, weigern sich manche Migranten, Deutsch zu lernen, schikken ihre Kinder in die französische Schule, riskieren die Abkapselung. Daran, dass mit klarer Funktionserhaltung – beispielsweise als Schulsprache – das Französische nachdrücklich gestützt werden kann, besteht kein Zweifel. Dass aber das Basler Milieu auch dann noch durchschimmert, belegt folgender Ausschnitt aus einem Gespräch zwischen zwei Schwestern, beide Schülerinnen der Ecole française, welche ein Ereignis im (frankophonen!) Schulkontext kommentieren und dabei deutsche Einsprengsel verwenden:

C comment c'était à la Fasnacht aujourd'hui à l'école?
L à la Fasnacht? au carnaval?
C oui, au carnaval, non, en allemand, on dit Fasnacht
L Fasnacht oui mais t'as dit...
C qu'est-ce que XXX portait?
L à la Fasnacht? mais c'était bien... comme ça, un Kleid avec plein de taches dessus

Plädoyer für eine Aufwertung der bilingualen Identität

Sollte man die Zweisprachigkeit dieser Kinder nicht fördern statt unterdrücken oder bestenfalls tolerieren? In der traditionellen Schweizer Sprach- und Schulpolitik gab es keinen besonderen Platz für die individuelle Mehrsprachigkeit. Es galt das Gebot nach einer völligen Assimilierung der Zuzüger an die neue Kultur- und Sprachgemeinschaft. Dies führte für die Betroffenen zu Konflikten, da sie – besonders in der sogenannten ‹zweiten Generation› gezwungen wurden, ihre bisherige Identität – weitgehend aufzugeben. Diese Forderung, die sowohl gegenüber Schweizern aus anderen Kulturregionen wie gegenüber Ausländern erhoben wurde, beruhte letztlich auf der Angst der Einheimischen, von den Fremden vereinnahmt zu werden.
In den letzten Jahren hat diesbezüglich ein Umdenken stattgefunden. Man löst sich zusehends vom Trugbild einer kulturellen und sprachlichen Homogenität der verschiedenen Landesteile und akzeptiert ein neues Bild von einer multikulturellen, vielsprachigen Schweiz. Dies führt, namentlich bei den zwei kleinsten Sprachminderheiten der Tessiner und Rätoromanen, auch zur Forderung nach einer teilweisen Abkehr vom strikten Territorialprinzip. Dies wird in der Botschaft des Bundesrates an die eidgenössischen Räte zur Revision des Sprachenartikels 116 der Bundesverfassung vom März 1991 explizit anerkannt: «Das Bemühen um die Stabilität der Sprachgrenzen darf jedoch nicht in Unverständnis gegenüber sprachlichen Minderheiten oder gar in deren Unterdrückung ausmünden. Besonders angesprochen ist dabei das Verhältnis zur Bilinguität, welche in unserem mobilen Zeitalter durchaus keine Ausnahmeerscheinung mehr darstellt. Diese Mehrsprachigkeit sollte daher vermehrt gefördert werden, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Sprachenfreiheit und die Möglichkeit zur individuellen Entfaltung, sondern ebenso als vorzügliche ‹Verständigungsbrücke› zwischen den Sprachen und Kulturen. Die Chance zu einer derartigen Verständigung sollte soweit wie möglich auch gegenüber Sprachträgern, die keine der vier schweizerischen Landessprachen muttersprachlich beherrschen, wahrgenommen werden» (S. 21).
In der Tat können zweisprachige Binnenwanderungsfamilien, aber auch die in Basel besonders zahlreichen Ausländerfamilien zu einem Abbau von kulturellen Vorurteilen einen wesentlichen Beitrag leisten. Dies setzt jedoch voraus, dass die einheimische Bevölkerung deren Anderssein akzeptieren und schätzen lernt, dass, mit den Worten des Bundesrates, «ihre bikulturelle Identität aufgewertet wird und die Schule beide sprachlichen und kulturellen Identitäten gezielt fördert» (S. 12). Möglichkeiten dazu, z.B. Modelle zweisprachiger Schulen, stünden durchaus bereit und müssten ‹nur› realisiert werden. Wird Basel in Zukunft in dieser Weise auch offiziell mehrsprachig sein dürfen?

Anmerkung

1 Für eine Kurzfassung der Resultate cf. Georges Lüdi/Bernard Py, Binnenwanderung und Sprachkontakte in der Schweiz. Vom Wechseln der Sprache und vom Sprechen darüber, Nationales Forschungsprogramm 21, Basel 1991.